

Katharina Philipowski (Mannheim)

Die Zeit der ersten Person

Warum Ich-Erzählungen keine Wiedergebrauchsrede sind und wozu man sie deshalb gebrauchen kann – am Beispiel von ‚Des Spiegels Abenteuer‘ Hermanns von Sachsenheim

1 Ich-Erzählen

Die Germanistische Mediävistik hat sich in den vergangenen 20 Jahren intensiv mit der Frage auseinandergesetzt, wie zu verstehen und zu beschreiben ist, welche Effekte das Sprechen in der ersten Person im Rahmen einer Vortragssituation für den Vortragenden und – vor allem – für die Rezeption des Vortrags durch das Publikum hat. Welche Referentialisierung wird von ihm in Hinsicht auf das ‚Ich‘ des vorgetragenen Textes vorgenommen? Suggestiert das ‚Ich‘ im Vortrag eine Zuschreibung der Aussage an den Aussagenden? Wer oder was steuert diese Zuschreibung?

Die Debatte darum hat in der Altgermanistik bislang primär lyrische und diskursive Texte zu ihrem Gegenstand gehabt, vor allem Minnesang und Spruchdichtung in der ersten Person Präsens.¹ Vorgetragen werden in der literarischen Kultur des Mittelalters aber nicht nur lyrische oder diskursive Texte, sondern auch narrative. Welche spezifischen situativen Effekte entstehen, wenn der Vortragende nicht in der ersten Person spricht, sondern erzählt, möchte ich im Folgenden am Beispiel von

1 Vgl.: STROHSCHNEIDER 1993, S. 56–71; MÜLLER 1994, S. 1–21; TERVOOREN 1996, S. 48–66; HAUSMANN 2004a; HAUSMANN 2004b, S. 25–43.

‚Des Spiegels Abenteuer‘ Hermanns von Sachsenheim (B465)² zeigen. Ich untersuche an diesem Text eine Kommunikationsform, die sehr genau gegen andere abgegrenzt werden kann: Sie realisiert sich in Texten, die erstens vortragen werden, zweitens in der ersten Person abgefasst sind, drittens narrativ sind und folglich – mehr oder weniger eng damit zusammenhängend – das Präteritum als Tempus aufweisen. Außerdem muss das Merkmal der Autodiegetik erfüllt sein, das heißt, der Ich-Erzähler erzählt nicht primär von anderen, sondern von sich selbst.³

Ein zentrales Merkmal dieser Kommunikationsform besteht darin, dass der Vortragende in ihrem Rahmen nicht – wie der Er-Erzähler – seine Aufmerksamkeit und die der Zuhörer auf eine Diegese lenkt, die für den heterodiegetischen Erzähler eine ebenso undurchdringliche Schwelle markiert wie für seine Rezipienten, sondern auf sich selbst. Indem er die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer auf sich selbst lenkt, gliedert er sich aus der Gruppe (vielleicht auch aus der Gemeinschaft) der Rezipienten aus. Der Erzähler, der von sich selbst erzählt, befindet sich nicht zusammen mit ihnen außerhalb, sondern als einzige anwesende Person auch innerhalb der Geschichte, die er erzählt. Um von sich erzählen zu können, muss er zu einem gewissen Grad also aufhören, Teil der Rezipientengemeinschaft zu sein.

Mit dem Anteil, den der Ich-Erzähler an der Diegese hat, nimmt er – anders als der heterodiegetische Er-Erzähler – unausweichlich eine Rolle ein;⁴ nicht unbedingt in seiner Eigenschaft als Erzähler, aber in seiner Eigenschaft als Handlungsträger, als Figur – in dieser Eigenschaft wächst

2 Die Nummerierung der Minnereden folgt dem ‚Handbuch Minnereden‘: KLINGNER/LIEB 2013. Nummern, die mit B beginnen, sind identisch mit den von Tilo Brandis vergebenen Nummern; Nummern, die mit Z beginnen, sind Zusatznummern für Minnereden, die im ‚Handbuch Minnereden‘ erstmals verzeichnet wurden.

3 Vgl. zu dieser Erzählform auch: PHILIPOWSKI 2013, S. 321–352.

4 „Der Ich-Sprecher (seltener: die Ich-Sprecherin) tritt in verschiedenen Rollen auf: als monologisch Klagender, Preisender, Grüßender, (etwa auch als Briefautor); als Gesprächspartner in einer Erörterung oder Belehrung über die Minne, die er für das Publikum wiedererzählt; als (oft heimlicher) Zuhörer und Beobachter einer solchen Situation; als Teilnehmer an einer Handlung im Zusammenhang dieser Situation (Werbender, Schiedsrichter eines Streitgesprächs etc.)“ (KLINGNER/LIEB 2013, Bd. 2, S. 3).

dem Ich-Erzähler eine spezifische Rolle zu. Hans-Robert Jauss versteht die Übernahme einer Rolle als einen Akt der Distanzierung:

der Handelnde [gelangt] über den distanznehmenden Akt der ästhetischen Einstellung in ein Gegenüber zu seiner Rolle, das ihn vom Ernst und Motivationsdruck alltäglicher Rollen spielerisch freisetzt. Gleichviel ob man diesen inneren Abstand als ein Sich-in-der-Rolle-Genießen oder als ein reflektiertes Übernehmen und Thematisieren der Rolle als Rolle versteht, entspringt er der ästhetischen Illusion des Spiels, freiwillig tun zu können, was man sonst im Ernst tun muß. Das ästhetische Rollenverhältnis ist also nicht wesensverschieden von dem habituellen oder engagierten Sich-Verhalten in einer sozialen Rolle; es macht nurmehr die Verdoppelung, die allem Rollenverhalten inhärent ist, kontrastiv bewußt und ermöglicht es, sich selbst in der Erfahrung der Rolle zu genießen.⁵

Kann der heterodiegetische Erzähler während der ganzen Erstreckung der Erzählzeit völlig vage und unbestimmt bleiben und mit seinen Rezipienten gemeinsam außerhalb der Diegese stehen, ist der Ich-Erzähler in seiner und durch seine Rolle distinkt und damit immer nur ‚ich‘, nicht unmerklicher Teil eines ‚wir‘ oder ‚uns‘, wie der Er-Erzähler.

Der heterodiegetische ‚Erzähler‘, der in seiner Erzählung nicht vorkommt, ist in aller Regel nicht personalisiert, der autodiegetische Ich-Erzähler aber aufgrund seiner Rolle innerhalb der Diegese sehr wohl. Um diesen Unterschied deutlich zu machen, hatte Käte Hamburger in Bezug auf den klassischen Er-Erzähler ja von einer ‚Erzählfunktion‘ gesprochen. Scheffel fasst die zentrale These Hamburgers (die die Äußerungen der ersten Person als nicht ‚fiktional‘ bezeichnet) folgendermaßen zusammen:

Im Unterschied zu den Sätzen der nicht-fiktionalen Erzählung zeichnen sich die Sätze der fiktionalen Erzählung durch das Fehlen eines Aussagesubjekts aus. Die Modifikation des Tempussystems der Sprache, der Verlust der deiktischen Funktion der Zeit- und Raumadverbien sowie die

Anwendung von Verben innerer Vorgänge auf dritte Personen verbieten es, in diesem Fall von einem realen oder fiktiven Subjekt zu sprechen, das diese Sätze zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Ort äußert und ein an eine konkrete Person gebundenes ‚Erfahrungs- oder Erlebnisfeld‘ artikuliert. Konsequenterweise gibt es im Fall der fiktionalen Erzählung keinen ‚Erzähler‘ (im Sinne einer an Zeit und Raum gebundenen fiktiven Person), sondern nur ‚den erzählenden Dichter und sein Erzählen‘. Dabei ist ‚Erzählen‘ in einem spezifischen Sinn zu verstehen. Denn der historische Autor macht keine Aussagen, d. h. er erzählt nicht von den Figuren, sondern bringt sie erzählend hervor. Mit anderen Worten (so Hamburgers oft zitierte Formulierung): „zwischen dem Erzählten und dem Erzählen besteht kein Relations- und das heißt Aussageverhältnis, sondern ein Funktionszusammenhang.“⁶

Der, der die Geschichte eines anderen erzählt, bleibt also in aller Regel selbst gesichts- und geschichtslos, er muss keine Geschichte, nicht einmal Persönlichkeit, keinen Namen, kein Geschlecht, kein Alter und keine Biographie haben. Das heißt nicht, dass er diese Merkmale nicht aufweisen kann, aber er muss es eben nicht. Nur auf dem Hintergrund der Geltung dieser Regel wird die Abweichung von ihr, wie sie etwa im Falle des Erzählers bei Wolfram von Eschenbach realisiert ist, so spürbar. Doch selbst diese Abweichung ändert nichts daran, dass der heterodiegetische Erzähler keine Figur, keine Person, sondern eine Funktion ist, wenn auch im Falle des Wolfram’schen Erzählers eben eine außergewöhnlich personalisierte Funktion.

Der autodiegetische Ich-Erzähler aber ist keine Funktion, sondern eine Person, ein „Ich mit Leib“, wie Franz K. Stanzel ihn nennt⁷ – und Persönlichkeit, Name, Geschlecht, Alter und Leib dissoziieren den, der eine

6 SCHEFFEL 2006, S. 87f. Scheffel zitiert: HAMBURGER 1980 [1977], S. 123.

7 „Im Vergleich zum körperlosen (aber nicht unkörperlichen) auktorialen Ich nimmt die Person des Ich-Erzählers in dem Maße an ‚Leiblichkeit‘ zu [...], als sich der Ort einer solchen Ich-Erzählung auf dem Typenkreis dem Idealtypus Ich-Erzählsituation nähert“ (STANZEL 2001, S. 258).

Ich-Erzählung vorträgt, in einer Vortragssituation unweigerlich von allen anderen Anwesenden.

Man kann diesen Aspekt der Personalisierung auch von einer anderen Seite her beschreiben, indem man auf die Effekte der Deixis des Pronomens ‚ich‘ abhebt: Dieses wirkt sich im Rahmen einer Ich-Erzählung nicht nur personalisierend, sondern auch referentialisierend aus. Die Frage ist nur, welche Referenz es herbeiführt und worauf es referiert. Paul de Man hat diese Frage grundsätzlich formuliert, indem er hinweist auf

die der deiktischen oder hinweisenden Funktion der Sprache innewohnende logische Schwierigkeit oder Paradoxie, daß ausgerechnet jene Bezeichnungen für die größte Besonderheit, also ‚jetzt‘, ‚hier‘ oder ‚dieses‘, zugleich die mächtigsten Agenten der Verallgemeinerung sind, die Eckpfeiler des von der Sprache gebildeten Denkmals des Allgemeinen. Diese Paradoxie ist vielleicht schon dem griechischen Wort *deiktikos* immanent, das ebenso ‚auf etwas zeigen‘ wie ‚beweisen‘ bedeutet [...]. Wenn dies für Adverbien oder Pronomen der Zeit und des Ortes gilt, dann gilt dies erst recht für das persönlichste aller Personalpronomen, nämlich für das Wort ‚Ich‘. ‚Alle anderen Menschen haben es mit mir gemeinsam, Ich zu sein [...]‘ (ENZ I, §20, S. 74).⁸

Ich-Aussagen sind aufgrund ihrer hinweisenden Funktion im Rahmen von Texten hinsichtlich ihrer Referenz mehrdeutig.⁹ Wer ‚ich‘ ist, hängt bei Texten, die nicht situativ sind, vom jeweiligen Aussagesubjekt, also von der jeweiligen Situation ab. Genau das aber – mehrdeutig – sollte

8 DE MAN 1993, S. 48. Hervorhebungen im Original.

9 ...und de Man zufolge sogar paradox: „Das philosophische Ich ist nicht nur selbsttilgend im Sinne der Aristotelischen Forderung von Bescheidenheit und Unauffälligkeit, es ist auch in dem viel radikaleren Sinne selbsttilgend, daß die Setzung des Ich, als der Bedingung des Gedankens, seine Auslöschung impliziert, und zwar [...] aufgrund der Auflösung und Tilgung jeder erdenklichen Beziehung, sei sie logischer oder anderer Art, zwischen dem, was das Ich ist, und dem, was es sagt, daß es ist. Das ganze Unternehmen der Denkbestimmung scheint von Beginn an paralytisch zu sein. Es kann nur in Gang kommen, wenn die Erkenntnis, die es unmöglich macht, wieder vergessen wird: die Erkenntnis, daß die sprachliche Setzung des Ich nur möglich ist, wenn das Ich vergißt, was es ist (nämlich Ich)“ (DE MAN 1993, S. 48f.).

Wiedergebrauchsrede¹⁰ eigentlich gerade nicht sein. Und heterodiegetische Erzählungen sind es auch nicht. Die Äußerungen einer Erzählfunktion sind referentiell unproblematische Wiedergebrauchsrede, eben weil ihr Subjekt nicht personalisiert, keine literarische Figur oder Person ist. Eine Aussagefunktion ist – anders als eine Person – unempfindlich gegenüber Situationen und Kontexten.

Nun gibt es ‚Funktionstypen‘ literarischer Ich-Aussagen wie Predigten, lehrhafte Reden, Visionen, Bekenntnisse etc., die ebenfalls und trotz der ersten Person in ihrer Referenz unproblematisch zu sein scheinen, offenbar, weil sie – vor allem im Lateinischen – in einer (Gattungs-)Tradition stehen, die ihre Referenz und ihren Geltungsanspruch begründet und legitimiert. Solche Zuschreibungsroutinen stehen für volkssprachiges, weltliches, autodiegetisches Erzählen in der ersten Person während des ganzen Mittelalters offenbar nicht zur Verfügung: Es bleibt eine Ausnahmeerscheinung und alle narrativen Großformen in der ersten Person (wie etwa der ‚Frauendienst‘, die ‚Möri[n]‘ oder die ‚Minneburg‘) sind gattungstypologische Einzelfälle, die weder in einer Erzähltradition stehen, noch ihrerseits traditionsbildend wirken.

2 Narrative und diskursive Formen des Ich-Erzählens in der Minnerede

Die Minnerede ist eine Ausnahme von der Zurückhaltung der mittelhochdeutschen weltlichen Erzählliteratur gegenüber der ersten Person. Auf den ersten Blick irreführend ist für jede Auseinandersetzung mit dem Phänomen des Narrativen innerhalb der Gattung allerdings der Begriff

10 Zu diesem Begriff vgl. LAUSBERG 1990, S. 17: „Es lassen sich drei [...] Arten der Wiedergebrauchsreden unterscheiden: 1.) Gesetze [...]; 2.) Formeln [...]. Diese Formeln erscheinen, unter Lockerung des Rechts-Charakters, als: 3.) fixierte Reden zwecks wiederholbarer Evokation kollektiver, als sozial relevant geltender Bewußtseinsakte. – Diese Texte entsprechen dem, was in Gesellschaften gelockerter Sozialordnung als ‚Literatur‘ und ‚Dichtung‘ auftritt. [...] Der Wiedergebrauch ergibt die Notwendigkeit der Konservierung der Reden im Gedächtnis einer hierzu beauftragten Funktionärsschicht oder in der Schrift. Diese Konservierung ergibt eine ‚Tradition der Wiedergebrauchsrede‘, die für die Literatur und Dichtung als ‚literarische Tradition‘ erscheint.“

‚Minnerede‘ insofern, als sie sowohl diskursive als auch narrative Texte umfasst (so auch dokumentiert im ‚Handbuch Minnereden‘).

Das Verhältnis von narrativen und diskursiven Formen hat bereits Hanns Fischer beschäftigt. Er hat bekanntlich versucht, die Gattungen ‚Minnerede‘ und ‚Märe‘ aus Sprechhaltungen abzuleiten und so voneinander abzugrenzen. Dazu unterscheidet er ‚Reden‘ von ‚Erzählungen‘. Die erste Gruppe umfasst

‚reden‘hafte, d.h. im Kern nicht erzählende, sondern reflektierende, bekennde, panegyrische oder didaktische Kleindichtung mit Minnethematik. [...] Thematisch steht eine älter bezeugte, objektiv-didaktische Gruppe mit Erörterungen von Fragen des Minnekommments oder Darlegungen der Minnedoktrin und ihrer Einordnung in eine allgemeine Wertwelt einer subjektiv bekenntnishaften gegenüber, in der die inhaltlichen Möglichkeiten des Minnesangs von Gruß und Brief, Bitte um Erhörung, Klage über Trennung, Beteuerung des Dienstes, Schilderung von Liebesglück und Sehnsuchtsqual, Schelte über Untreue bis Frauenpreis ausgeschöpft werden.¹¹

Hans-Joachim Ziegeler setzt die Diskussion um das Verhältnis zwischen narrativen und diskursiven Formen innerhalb der Gattung fort, indem er Texte, die eine Überschneidung zwischen Rede und Erzählung aufweisen, als „erzählende Minnerede“¹² bezeichnet. Wird die ‚erzählende Rede‘ als

11 FISCHER 1983, S. 40f.

12 ZIEGELER 1985, S. 71. Ziegeler veranschaulicht das Gemeinte am Beispiel der Minnerede ‚Die Nacht in der Feldscheune‘ (B66): „Der Autor hat diese Rede einem *gesellen* zugeschrieben, der von einem Ich beobachtet wird; diese Konstellation ist so nur in der Erzählung möglich. Die Rede ist damit integraler Bestandteil der Erzählung, wobei die Nahtstellen der Verbindung sichtbar bleiben. [...] Die an der ‚Nacht in der Feldscheune‘ beschriebenen Konstituenten – ein Ich, hier in der Rolle des Beobachters, sowie eine weitere Person, hier der *gesell*, die eine (Ich-)Rede hält, bilden mehr oder weniger die tragenden Elemente einer Art Grundstruktur der ‚erzählenden Minnerede.“ Die ‚erzählende Minnerede‘ ist also eine Rede, die in einen narrativen Rahmen eingelassen ist. Der Begriff ist missverständlich, weil nicht klar ist, ob er gattungstypologisch oder narratologisch verwendet wird. Was Ziegeler meint, wäre mit dem Begriff der ‚narrativ gerahmten Rede‘ besser bezeichnet. Denn Ziegelers Beispiel der ‚Nacht in der Feldscheune‘ zeigt, dass es ihm nicht um eine Rede geht, die erzählt, sondern umgekehrt um eine Erzählung, die Redeanteile beinhaltet, so dass die diskursiven Anteile von der Narration überlagert werden.

vollgültige ‚epische Form‘ verstanden, ändert sich für die Gattung das quantitative Verhältnis von Erzählung und Rede grundlegend:

Es hat sich gezeigt, daß in den Minnereden (wie bekannt) beide literarischen Grundkategorien, Erzählung und Rede, zu finden sind, daß aber der Anteil ‚epischer Formen‘ wohl doch höher anzusetzen ist, als INGEBORG GLIER meint, da zu den epischen Formen‘ nicht nur die ‚geschilderten Vorgänge‘, sondern z.T. auch ‚Monologe‘, vor allem aber ‚Gespräche‘ zu zählen sind.¹³

Ziegeler hat die Auffassung vertreten, dass die Trennlinie zwischen Erzählung und Rede nicht Mären von Minnereden unterscheidet, sondern mitten durch die Gattung Minnerede hindurch verlaufe. Erzählende Minnereden (deren dominierendes Tempus das Präteritum sei) seien folglich „kategorial gleich mit den Texten, die nach Fischer als Mären [...] gelten.“¹⁴ Diese Einschätzung hat Wolfgang Achnitz aufgegriffen, der den Vorschlag eingebracht hat, als Minnereden nur noch die rein diskursiven Texte aufzufassen:

Als Minnereden sollten künftig [...] nur die rein erörternden Texte [...] bezeichnet werden, die als selbständige Gattung eine Besonderheit der mittelalterlichen Literatur darstellen [...]. Für die nicht-erörternden Texte [...] müßte ein neues Etikett gefunden werden, da sich ZIEGELERS Arbeitsbegriffe ‚erzählende Minnereden‘ bzw. ‚Minneredenerzählung‘ nicht durchsetzen konnten. Vielleicht nennt man sie in Analogie zu den eigentlichen Minnereden einfach ‚Minneerzählungen‘.¹⁵

Allerdings – und hier ist an Beobachtungen Zieglers anzuknüpfen – lassen sich ‚erörternde‘ und ‚nicht-erörternde‘ Texte in den meisten Fällen kaum trennen und auch in den Minnereden-Handschriften und ihren Sammlungsprofilen ist eine solche Trennung nicht zu erkennen. Nahezu alle Texte, die einen narrativen Rahmen aufweisen, die also eine Diegese ausbilden und deren Handlung in eine epische Vergangenheit

13 ZIEGELER 1985, S. 74.

14 ZIEGELER 1985, S. 73.

15 ACHNITZ 2000a, S. 147.

verlegt ist, weisen mehr oder weniger umfangreiche diskursive Anteile auf: Entweder Ekphrasen, etwa des Amor-Knaben, dem das Ich begegnet, oder Monologe des Ich-Erzählers, beispielsweise eine Liebesklage, in deren Rahmen er Frau Venus gegenüber das eigene Leid darlegt, oder auch Dialoge, die er selbst führt oder mit anhört.

Das heißt: Auch die narrativen Formen von Minnereden lassen sich insofern als diskursiv auffassen, als sie nur ausnahmsweise *sujethaft* erzählen¹⁶ und meist umfangreiche diskursive Elemente umfassen. Mit dem Hinweis auf ihr *Tempus* ist folglich nicht viel über die Minneredenerzählungen als Erzählungen und entsprechend auch nicht viel über ihre Beziehung zu den Reden gesagt. Texte wie die ‚Minnelehre‘ Johanns von Konstanz oder die zahlreichen Minnegerichts-Allegorien sind zwar im epischen Präteritum abgefasst, nutzen dieses aber vorwiegend zur Rahmung von Rede:

Wesen und Sinn der Minne sowie Regeln und Gebote, die sich für sie im gesellschaftlichen Zusammenhang ergeben, werden also vor allem diskursiv verhandelt – in monologischer Reflexion, Bekenntnis, Klage, Preis, Fluch, Anklage, Bitte, Gruß, Brief, Ermahnung, Lehre, ebenso aber in dialogischer Wechselrede, in Lehr-, Werbungs- und Streitgespräch. Narrative Elemente zielen vor allem auf Rahmung der (monologischen oder dialogischen) diskursiven Passagen – anders als etwa in Mären, in denen die Erzählung einer novellistischen Handlung im Vordergrund steht.¹⁷

16 „Die Schemagebundenheit und Vorgeprägtheit von Mustern und Sprachelementen nehmen einem *Sujetbegriff*, wie er Minnereden adäquat wäre, jede Möglichkeit einer emphatischen Aufladung, die er bei Lotman hat [...]. Mit Blick auf die Minnereden wäre also eine analoge Umwertung und Relativierung in Bezug auf den *Sujetbegriff* vorzunehmen. [...] Ebenso evident ist in Minnereden das Wuchern der *sujetlosen* Rede: der *Deskription*, welche die Raumstruktur, nicht deren punktuelle Überwindung, breit schildert, und der *generalisierenden* Rede, die die Ordnung der Minne lehrt“ (EGIDI 2006, S. 234).

17 KLINGNER/LIEB 2013, Bd. 2, S. 3.

Die Orientierung am Tempus führt hier in die Irre; vielmehr wäre nach der poetischen Funktion dieser Rahmung zu fragen.¹⁸

3 Die Situativität von Minneredenkommunikation

Wenn es eine Gattung ‚Minnerede‘ gibt, ist womöglich also nicht das Merkmal von Diskursivität oder Narrativität konstitutiv für sie, sondern eher die grammatische Person, die in Minnereden ganz überwiegend die erste ist – so überwiegend, dass im ‚Handbuch Minnereden‘ die dritte Person, ‚Er-Erzählung‘, unter ‚Besonderes‘ eingeordnet ist.¹⁹

Dass die Gattung Minnerede (unabhängig davon, ob man innerhalb der Gattung diskursive und narrative Texte unterscheidet oder nicht) wesentlich durch den Gebrauch der ersten Person charakterisiert ist und dieser Gebrauch als eine Art Alleinstellungsmerkmal der Gattung verstanden werden darf, hatte Tilo Brandis bereits 1968 betont. Er definiert Minnereden bekanntlich nach sechs Kriterien, deren drittes „Rede- und Erzählformen“²⁰ ist:

Ein wesentliches Charakteristikum der Minnereden ist die direkte Rede; sie erscheint in lyrischer, hymnischer oder didaktischer Sprechweise selbständig in abgeschlossener Gedichtform oder als Teil vielschichtiger Gedichte [...].²¹

Das nächste Merkmal, „Personen und ihre Rollen“, ergänzt diesen Punkt: „Ein weiteres wichtiges Kennzeichen der Gattung ist das Ich des (männlichen oder weiblichen) Dichters, das in folgenden Rollen auftritt [...]“²² Auch die aktuelle Minneredenforschung weist auf die Konventionalität der ersten Person für Minnereden hin:

18 Die Narratologie hat bislang eine deutliche Ignoranz oder Einfallslosigkeit gegenüber diskursiven Formen an den Tag gelegt und keinen passenden Begriff für ein diskursives Geschehen angeboten, von dem erzählt wird – also beispielsweise einen erzählten Dialog.

19 KLINGNER/LIEB 2013, Bd. 2, S. 21.

20 BRANDIS 1968, S. 10.

21 BRANDIS 1968, S. 10.

22 BRANDIS 1968, S. 10.

Als gattungsspezifische Merkmale können die häufig eine Rahmenhandlung eröffnenden Einleitungstopoi (Natureingang, Spaziergang, Traum, Entführung) sowie die in den Minnereden überwiegende Ich-Erzählhaltung gelten.²³

Im ‚Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft‘ definiert Ludger Lieb die Minnerede neben dem zentralen Thema ‚Minne‘ u. a. darüber, dass „die Ich-Rolle dominiert“²⁴ und das ‚Handbuch‘ führt die ‚Ich-Rolle‘ als drittes von sieben „gattungsbestimmenden Aspekten“²⁵ auf:

Konstitutiv ist die ‚Ich-Rolle‘, in der sich ein (zumeist männlicher) Sprecher in direkter Rede an das Publikum wendet bzw. dem Publikum von einer Rede oder einem Gespräch berichtet.²⁶

Es könnte folglich hilfreich sein, den Blick von der Diskrepanz zwischen eher narrativen und eher diskursiven Formen innerhalb der Gattung auf die Dominanz der ersten Person zu lenken. Die entscheidende Frage, die sich dabei stellt, ist die, warum ausgerechnet die Minnerede diese grammatische Person favorisiert, oder warum umgekehrt die erste Person sich konventionell in Minnereden realisieren kann. Eine Antwort auf diese Frage, die hier nicht gegeben werden kann, müsste erstens die nach wie vor ungeklärte (aber mutmaßlich genetische) Beziehung zwischen Minnesang und Minnerede berücksichtigen,²⁷ zweitens aber auch die Beziehung zwischen Diskursivität und erster Person – offenbar hat die erste Person eine Affinität eher zum Reden als zum Erzählen, beziehungsweise eher zum ‚redenden Erzählen‘.

23 ACHNITZ 2003, S. 198.

24 LIEB 2000, Sp. 601.

25 KLINGNER/LIEB 2013, Bd. 2, S. 2.

26 KLINGNER/LIEB 2013, Bd. 2, S. 3.

27 Diese ist schon in den Anfängen der Minnereden-Forschung gesehen worden, z. B. bei Friedrich Niewöhner: „Die Rede will lehrhaft sein; wo sie die Belehrung in Handlung einkleidet, erhält sie einen epischen Einschlag; da sie von Minne redet, steht sie auch der Lyrik nicht fern. Vor allem wenn der Dichter in der ersten Person spricht, ist inhaltlich der Abstand etwa einer lyrischen Liebesklage von einer *rede* sehr gering“ (NIEWÖHNER 1943, S. 404f.).

Außerdem müsste eine Antwort auf die Frage nach der Allianz zwischen Minnerede und erster Person berücksichtigen, dass die Minnereden-Kommunikation offenbar weniger auf Wiedergebrauch und eher auf Anschluss abzielt, und so – als Form der Anschlusskommunikation – ist die Minnerede in der Forschung ja auch verstanden worden:

Textanalytisch zu greifen wären derartige Funktionalitäten zum Beispiel an den in gewisser Weise ‚offenen‘ Textenden nicht weniger Minnereden: Wenn etwa der Erzähler seine Minnerede mit der Bitte beendet, es möge nun ein anderer weiterreden, wenn Streitgespräche unentschieden bleiben oder wenn Urteilsfindungen in Minneprozessen einem Publikum übertragen werden. In solchen Fällen liegen Textgestalten vor, die die textinternen Minnediskurse gerade nicht abschließen, sondern an die textexterne Anschlußkommunikation der Hörer zusagen weiterreichen [...].²⁸

Minnereden gehen aus der Kommunikation über *minne* hervor, sie stellen Kommunikation über *minne* dar und laden zur Kommunikation über *minne* ein – so sieht man das schon länger, doch die erste Person, die als Merkmal eine Gemeinsamkeit von diskursiven und narrativen Minnereden ist, hat man damit zumeist nicht in Verbindung gebracht.

Wenn gilt, dass Wiedergebrauchsrede situativ geschlossen und referentiell unzweideutig sein muss,²⁹ so ist naheliegend, dass für (den mutmaßlich situativen Gebrauch von) Minnereden diese Merkmale offenbar nachrangig sind. Davon wird in der Minnereden-Forschung zwar schon lange ausgegangen, doch der konventionelle Gebrauch der ersten Person könnte ein starkes, bislang wenig beachtetes Argument dafür sein.

Um die Verknüpfung zwischen der spezifischen Form von Kommunikation, die Minnereden darstellen, und der ersten Person, die sie dazu nutzen, konkreter zu machen, werde ich im Folgenden einen Effekt der Ich-Erzählung im Vortrag fokussieren, der maßgeblich durch ihre Situativität herbeigeführt wird, nämlich dadurch, dass in der Vortragssitua-

28 LIEB/STROHSCHNEIDER 2005, S. 127f.

29 Vgl. Anm. 10.

tion über den Ich-Erzähler eine unmittelbare und zeitliche Verknüpfung zwischen Rezeption und Diegese hergestellt werden kann.

Ich möchte am Beispiel von ‚Des Spiegels Abenteuer‘ exemplarisch spezifische Effekte der ersten Person diskutieren; Allgemeingültigkeit ist damit in keiner Weise beansprucht. Es geht um ein sehr eng begrenztes Szenario: das der Läuterungsgeschichte.

Meine Auseinandersetzung mit dem Text geht von folgender Überlegung aus: Erstens eignet sich der ‚Distinktionsgestus der ersten Person‘ in besonderer Weise dazu, Geschichten eines Fehlverhaltens, eines Fehltritts zu erzählen. Zweitens ist kein anderer Erzähler so dazu prädestiniert, den Prozess einer Erkenntnis und einer Läuterung zu veranschaulichen wie der Ich-Erzähler. Beides – Verfehlung und Läuterung – sind die zentralen Elemente in ‚Des Spiegels Abenteuer‘. Wie sie die Merkmale der Ich-Erzählung nutzen und produktiv machen und welchen Stellenwert der Aspekt der Erfahrunghaftigkeit dabei hat, das ist die Frage, der ich im Folgenden nachgehen werde: Was ist das für ein Ich, das hier von seiner Erfahrung erzählt? Und was heißt eigentlich von ‚seiner‘ Erfahrung, wenn zutrifft, was Glier über die erste Person in Minnereden sagt, nämlich, dass diese „meist eine recht farblose Figur [ist], die über Minneleid klagt, um Unterweisung bittet oder auch bloß als unbeteiligter Berichterstatter fungiert. Ihre Rolle bleibt häufig so unspezifisch und verfügbar, daß sich nahezu jedes andere ‚Ich‘ leicht mir ihr identifizieren kann“^{30?}

4 Das ‚Ich‘ im ‚Spiegel‘

‚Des Spiegels Abenteuer‘ (oder: ‚Der Spiegel‘) wird auf 1451/53 datiert³¹ und ist in fünf Handschriften überliefert, von denen vier zwischen 1470 und 1490 entstanden sind und eine (Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 696) auf das 15./16. Jahrhundert datiert wird.³² Drei Handschriften überliefern lediglich Ausschnitte; das ‚Handbuch Minnereden‘ verwendet zur Beschreibung die Begriffe ‚Kurzfassung‘, ‚Fragment‘ und ‚Exzerpt‘.³³

30 GLIER 1971, S. 327.

31 Vgl. KLINGNER/LIEB 2013, Bd. 1, B465, S. 835–839.

32 Alle Angaben aus dem Handschriftencensus: www.handschriftencensus.de.

33 KLINGNER/LIEB 2013, Bd. 1, B465, S. 835.

In ‚Des Spiegels Abenteuer‘ erzählt ein Ich nach kurzem Prolog davon, wie es eines Morgens durch eine idyllische Landschaft spaziert und dabei auf die Personifikation der *triuwe* trifft, die verzweifelt ihr Unglück beklagt. Ihre Herrin, Frau Âventiure, hatte sie nach Schwaben ausgesandt, um *triuwe* zu finden, doch nun muss sie zu ihrer größten Schande bekennen, dass sie keine gefunden hat, so dass sie sich nicht zu ihrer Herrin zurück traut. Ein Zwerg erscheint und überbringt die Botschaft ihrer Herrin, die sie unverzüglich zurück beordert. Der Ich-Erzähler behauptet nun von sich, in treuem Dienst seiner Dame (an anderer Stelle: seiner Ehefrau) ergeben zu sein und damit als Musterbeispiel von *triuwe* gelten zu können. Frau Triuwe ist skeptisch, lässt sich aber überreden, ihn mit sich zu nehmen. Auf der Überfahrt wünscht der Ich-Erzähler, in den Spiegel blicken zu dürfen, den der Zwerg um den Hals trägt. Frau Triuwe warnt vor einem Blick in den Spiegel, der die Erscheinung aller Frauen umfasst, doch im Vertrauen auf seine unbeirrbar Beständigkeit erreicht der Ich-Erzähler, dass er in den Spiegel blicken darf. Dort sieht er unter anderen auch seine eigene Frau, dann aber eine Dame, deren Schönheit ihn derart in Bann schlägt, dass er diese mehr begehrt als alles andere – auch mehr als seine eigene Frau, der er nun zugunsten der Schönen abschwört. Frau Triuwe bereut daraufhin, ihm je geglaubt zu haben. Bei ihrer Herrin und anderen Allegorien wie Frau Ehre und Frau Minne angelangt, entsteht ein Minne-Gerichts-Prozess, in dessen Rahmen der *untriuwe* Prahlhans angeklagt wird. Er soll in das Buch der Frau Âventiure blicken, in dem er von der Tugendhaftigkeit seiner eigenen Frau und der Lasterhaftigkeit der von ihm begehrten Dame erfährt. Er erkennt daraufhin seine Verirrung und die Personifikationen setzen sich gegenüber Frau Âventiure, die ihn verurteilen will, erfolgreich für einen Freispruch ein, der nach langen und unübersichtlichen Verhandlungen gewährt wird. Der Ich-Erzähler wird von den Personifikationen belehrt und kehrt im Geleit des Zwerges in seine Heimat zurück.

Dem handelnden Ich wird während der ganzen Handlung kein Name zugeordnet, weder auf der Figuren-, noch auf der Erzählebene, und zwar weder ein Eigenname (und das ist erwartbar, insofern kein einziger Ich-Erzähler eines mittelhochdeutschen Textes einen Eigen-

namen besitzt) noch auch der Name seines Autors.³⁴ Es geht Hermann von Sachsenheim also offenbar nicht darum, eine auch nur spielerische Verknüpfung zwischen dem handelnden und erzählenden Ich und der Autorrolle herzustellen (so wie er es etwa in seiner ‚Mörin‘ getan hatte, in der er im zweiten Epilog im Rahmen einer Wappenschilderung den Namen ‚Hermann von Sachsenheim‘ nennt).³⁵ Doch das Ich ist auch kein austauschbares und unspezifisches. Darauf hatte bereits Ingeborg Glier (allerdings am Beispiel der ‚Mörin‘) hingewiesen:

Mit nur wenigen Ausnahmen bleibt dieser [der Ich-Erzähler] sonst meist eine recht farblose Figur, die über Minneleid klagt, um Unterweisung bittet oder auch bloß als unbeteiligter Berichterstatter fungiert. Ihre Rolle bleibt häufig so unspezifisch und verfügbar, daß sich nahezu jedes andere „Ich“ leicht mir ihr identifizieren kann, es sei denn, die Berufsliteraten legen sie eindeutig auf ihren Namen fest, oder andere, wie etwa Hugo von Montfort, durchdringen sie mit autobiographischen Elementen. [...] Aber es ist nicht zu übersehen, daß Hermann diese anonyme Rolle plastischer ausgestaltet als die meisten anderen Minneredenautoren. Das zeigt schon der ‚Spiegel‘, wo das „Ich“ auf einen Ritter aus Schwaben festgelegt wird [...]. Hermann verleiht ihm also individualisierende Züge, die erlauben, einen losen Bezug zu seiner eigenen Person herzustellen, aber auch nicht mehr. Deshalb muß man sich hüten, in diesen Ich-Figuren Selbstpersiflagen zu sehen. Sie sind in erster Linie wohl als komische Rolle gemeint und daher „dramatischer“ angelegt als in den meisten Minnereden.³⁶

Und noch aus einem anderen Grunde ist der Ich-Erzähler hier sowohl vom Konzept der Hohlform, die jeder Rezipient leicht einzunehmen

34 So wie es beispielsweise in der Minnerede ‚Die Minne vor Gericht‘ Peter Suchenwirts (B453, V. 251), im ‚Frauenbuch‘ Ulrichs von Liechtenstein (B402a) oder ‚der Klage der Kunst‘ Konrads von Würzburg der Fall ist.

35 Vgl. dazu GLIER 1971, S. 327, Anm. 99.

36 GLIER 1971, S. 327f.

vermag, als auch von der Person des Autors abzurücken. Denn es handelt sich beim Erzähler um ein Ich, das durch den Handlungsverlauf wie auch durch seine eigenen Kommentare deutlich als Missetäter gekennzeichnet ist. Seine Verfehlung bleibt hier aber nicht abstrakt, vage und auch ambivalent wie in der ‚Mörin‘, sondern sie wird in der Handlung selbst entfaltet, ist also anschaulich und unzweifelhaft. Sie besteht zunächst in einer anmaßenden Selbstrühmung des Ich-Erzählers als über alle Maßen *triuwe*:

*zart fraw, ich wil uch stürn
mit drüwen uff dieser fart.
gedruwer hercz nye wart
dan eins in mynem lib
gen eynem reynen wib [...] (V. 414–418)*

*ich wolt uch dusement helfand
mit druwen han uff geslagen
und noch vil menchen wagen
allein uß mynem herczen. (V. 446–449)*

Diese Anmaßung ist umso frevelhafter, als der Ich-Erzähler sich im Laufe des Geschehens auch noch in drastischer Weise als *ungetriuwe* offenbart: Entgegen seinem Versprechen, in der Liebe zu seiner Geliebten und Ehefrau nicht zu wanken, verfällt das Ich dem Bild der schönen Dame, das sich ihm im Spiegel der Frau *Äventiure* zeigt.

‚Des Spiegels Abenteuer‘ erzählt damit die Geschichte einer Verfehlung, die allerdings auch eine Läuterung nach sich zieht und sich so als die Geschichte einer Figur präsentiert, die weder ‚jemand‘ noch ‚jedermann‘, sondern die des Erzählers ist. Und wohl gerade deshalb, weil die Ich-Erzählung die Läuterung als ein Ereignis vermitteln kann, das eine zeitliche Dimension aufweist und eine Erstreckung bis in die konkrete Vortragssituation hinein, in der sie nachwirkt, wird diese Form für die Läuterungsgeschichte, die Hermann von Sachsenheim erzählen will, genutzt.

Indem der Erzähler von seiner eigenen Verfehlung, seiner eigenen Erkenntnis und seiner eigenen Läuterung erzählt – also einer Erfahrung –, umfasst er in sich den Missetäter, von dem er erzählt und den Geläu-

terten, als der er erzählt.³⁷ In seiner eigenen Person repräsentiert er jenen Prozess, den die *wisen*, an die er seine Erzählung im Prolog adressiert, durchlaufen sollen: Sie sollen sich nicht mit dem leichtfertigen Protagonisten identifizieren, von dem die Rede ist, sondern mit der Einsicht des Erzählers, der ihnen hier und jetzt seine Geschichte vorträgt. Die Spannung zwischen beiden resultiert daraus, dass sie zwar personal identisch, aber zeitlich und von ihrer Erfahrung her geschieden und unterschieden sind. Die Ich-Erzählung erlaubt es den Rezipienten, an dieser Spannung zwischen dem vergangenen und dem gegenwärtigen Ich, die sich gegenseitig gleichermaßen ausschließen und bedingen, teilzuhaben, indem sie im Rahmen des Vortrages und im Nachvollzug seiner Erfahrung verfolgen, wie aus dem anmaßenden Jüngling ein geläuterter wird.

Lehre kann zwar auch in der dritten Person und auch in der Lektüre erteilt werden; als zeitlicher Prozess, der nicht nur den Protagonisten mit dem Erzähler und damit den Erzähler mit seinen Zuhörern umfasst und verbindet, kann sie aber nur in der ersten Person und nur im Vortrag vollzogen werden.

Käte Hamburger hat darauf hingewiesen, dass das Präteritum der Er-Erzählung keine grammatische Funktion, also keine Zeitlichkeit besitzt. Die erzählte Zeit ist niemands Vergangenheit, die Figuren, von denen der Er-Erzähler erzählt, agieren nicht in der oder einer Vergangenheit, sondern in einer fiktionalen Gegenwart. Anders verhält es sich in Hinsicht auf das Präteritum der Ich-Erzählung, das sich als die Vergangenheit des Aussagesubjekts darstellt. Daraus folgt, dass der heterodiegetische Erzähler die Entwicklung einer Figur zwar darstellen, aber niemals mit der Erzählgegenwart verknüpfen kann, die es für ihn, der ja Hamburger zufolge nur ‚Erzählfunktion‘ ist, gar nicht geben kann. Der Ich-Erzähler kann demgegenüber von sich selbst zwar immer nur als einem anderen, nämlich einem vergangenen, erzählen, dafür aber genau aus dieser Perspektive auf das vergangene Selbst heraus eine Erkenntnis als Erfahrung vollziehen und verbürgen, die nicht nur bis in die Erzählgegenwart hinein Geltung hat, sondern darüber hinaus auch als Erzählanlass fungiert.

37 Dass der Ich-Erzähler am Ende der Erzählung geläutert ist, betont auch Glier: „Als ‚gebessert‘ kann dieser gelten, da er nicht nur seinen Fehler einsieht, sondern auch die losen Ratschläge der alten *Mynn*, die einen Rückfall geradezu empfehlen, streng von sich weist.“ (GLIER 1971, S. 320).

5 Spiegel und Buch

Die Läuterungsgeschichte, die ‚Des Spiegels Abenteuer‘ entfaltet, ist wesentlich mit zwei Motiven verknüpft, nämlich mit Spiegel und Buch.

Der Spiegel, der zum Anlass der *untriuwe* wird, ist nicht, was er vorgibt zu sein – nämlich ein Spiegel. Anders als in Minnereden wie Meister Altswert ‚Der Spiegel‘ (B223) ist der Spiegel hier kein Instrument der Wahrheitsfindung, sondern des Trugs und der Scheinhaftigkeit, wie das Ich später selbst bekennt. Das Ich erblickt darin nicht sich selbst, sondern eine reizvolle Dame, deren Erscheinung das Ich dazu bringt, sich selbst und seine *triuwe* gegenüber der eigenen Geliebten und Ehefrau gänzlich zu vergessen.

Dass die Schönheit der Dame trügerisch ist, weil sie in Wahrheit lasterhaft und treulos ist, offenbart nämlich gerade nicht der Spiegel, sondern erst das Buch der *Âventiure*, das die Suggestion des Spiegels korrigiert. An der Herausforderung, der trügerischen Oberfläche zu widerstehen, scheitert das Ich zunächst und dieses Scheitern wird drastisch ausgestaltet: Als Frau *Triuwe* ihn fragt, ob er seine Geliebte denn vergessen habe, antwortet er dreist und unumwunden: *ja, fraw reyn gehür, | ich weis nit, wer sie ist.* (V. 1186f.)

Die Unverzeihlichkeit dieses Vergessens erschließt sich erst auf dem Hintergrund der Bedeutung von *triuwe* für die höfische Erzählliteratur wie für die Gattung der Minnereden;³⁸ dass *triuwe* in ‚Des Spiegels Abenteuer‘ die zentrale Tugend ist, machen auch die zahlreichen Anspielungen auf den höfischen Roman deutlich, die der Text umfasst. *triuwe* als Zentraltugend erklärt wohl auch die Häufigkeit der Zitate, die sich auf den ‚Parzival‘ beziehen.³⁹ Christelrose Rischer betont, dass zu dem idealen Reich, das durch die vielen Wolfram-Zitate imaginiert wird, der

38 „Aber ganz eigentümlich rückt hier in den deutschen Minnereden mehr und mehr in den Mittelpunkt, daß die fast noch größere Aufgabe [als die Gewinnung der Dame als Liebespartnerin] darin besteht, miteinander in *triuwe* und *stæte* zu leben [...]“ (GLIER 1971, S. 13).

39 „Der in Minnereden am häufigsten genannte Artusritter ist Parzival. Er oder markante Szenen oder Motive aus seiner *âventiure* sind in mindestens 15 Reden zu finden. Diese große Popularität des jungen Gralsritters bei den Minneredenautoren läßt sich sicherlich auch auf die weite Verbreitung des Wolframschen *Parzivals* und Albrechtschen *Titurels* zurückführen. Zugleich gibt es aber auch inhaltliche Gründe für seine vielfache Einsetzbarkeit“ (DIETL 1997, S. 5).

Ich-Erzähler, „der durch seinen Treue-Bruch das höfische Minneideal verletzt hat“, in Kontrast stehe.⁴⁰

Parzival verkörpert aufgrund seiner ehelichen Treue Condwiramurs gegenüber das Ideal, das in Minnereden immer wieder beschworen und hier verletzt wird: Die Beständigkeit und Unbeirrbarkeit des Minnenden, die ihn auszeichnen wie keine zweite Tugend. Diese *triuwe* kommt Parzival vor allem in der Gegenüberstellung mit Gawan zu, der im ‚Parzival‘-Roman bis zu seiner Begegnung mit Orgeluse promiskuitiv ist und überdies im Verdacht steht, sich einst einer Vergewaltigung schuldig gemacht zu haben. Aus dieser Perspektive kann es kaum verwundern, dass „die zweite Hauptfigur in Wolframs Parzival, Gawan, [...] keinerlei Beachtung in Minnereden findet.“⁴¹ Die Erklärung, die Cora Dietl für diesen Befund anführt, ist denn auch in meinen Augen nicht überzeugend.⁴²

Dass es bei der Auswahl der Vergleichsfiguren in ‚Des Spiegels Abenteuer‘ primär um *triuwe* geht, zeigt auch die häufige Erwähnung von Sigune, die in der höfischen Literatur Paradigma von *triuwe* ist.⁴³ Auf diesem Hintergrund wird erkennbar, wie sehr der Ich-Erzähler sich vergeht, wenn er sich dazu versteigt, Frau Âventiure vorzuschlagen, dass doch der Papst seine bestehende Ehe auflösen solle, damit er sich der neuen Geliebten zuwenden und mit ihr eine neue Ehe eingehen könne:

*gend mir sie zu der ee
und nit zu eynem bul!*

40 RISCHE 1982, S. 54.

41 DIETL 1997, S. 7.

42 „Es ist evident, daß für die Minneredenverfasser die sogenannten nachklassischen Romane mit ihren unproblematischen Helden, wie z. B. Wigalois, einfacher einzusetzen sind als die klassischen. Dies könnte erklären, warum die Mitglieder der Gralsfamilie so häufig genannt werden, während Wolframs Gawan keine Erwähnung findet. Gawan spielt keine Rolle in Albrechts *Jüngerem Titurel*, einem Werk, das sich nicht nur durch seine im Vergleich zu Wolfram eindeutigeren Charakterisierung der Helden, sondern v. a. auch durch seine häufigen didaktischen Exkurse und seine Vorliebe für die Allegorie der *rede* annähert“ (DIETL 1997, S. 8f.).

43 So etwa im ‚Reinfried von Braunschweig‘, wo die weibliche Hauptfigur Yrkane mit Sigune verglichen wird: Yrkane hat – den Aussagen des Erzählers zufolge – Sigunes *herze* in ihrem Körper: „*ir weinen und ir riuwen | was sunder wandels lüne. | daz herze daz Sigüne | hie vor in irme libe truoc, | daz hât diu minnenclîche kluoc | mit triuwer klag in sich genomen | alsô, wan si wolte komen | an keinen friedel anders* (V. 15236–15243).

*zu Rom der heylig stul
der kan es wol verkern.
ich acht nit vil der ern [...]. (V. 1566–1570)*

Dem Ideal von Beständigkeit und Treue, Tugendhaftigkeit und Unwandelbarkeit ist das Verhalten und Auftreten dieses Ich also diametral entgegengesetzt. Ausgelöst wird seine radikale Verfehlung durch den Blick in den Spiegel, korrigiert wird sie durch das zweite zentrale Symbol des Textes, nämlich das Buch, das dem Spiegel durch seine läuternde Wirkung gleichsam als Gegenstück zugeordnet ist:

*durch all der welt figur
hat es den bessten teyl:
das gutt und auch das meil
dar inn geschriben stat. (V. 1614–1617)*

Im Modus und im Rahmen der Lektüre erschließt sich dem Ich denn auch die ernüchternde Wahrheit seines Irrtums. Dem faszinierten Blick in den Spiegel wird die erhellende Lektüre gegenübergestellt, die dem Ich zur Erkenntnis verhilft:

*was ich noch ye gelos
von undruw manigfalt,
das hat ein cleyni gestalt
gen diesem falschen wib,
drucz das kein meister schrib
und nümer schriben kund,
so vil der falschen grund
als in irm herczen was.
mich drōg das spiegel glas,
des gib ich schuldig mich. (V. 1816–1825)*

Schrift und deren Lektüre spielen aber nicht nur in Form des Buches, das dem Ich zur Erkenntnis seines Versagens verhilft und seine Läuterung herbeiführt eine Rolle, sondern bilden das Leitmotiv des Textes auf verschiedenen Ebenen, beispielsweise auf der Ebene der schriftliterarischen Vergleichstexte, die in ‚Des Spiegels Abenteuer‘ regelrecht collagenartig zusammen getragen werden, um die Aussage des Textes zu produzieren. Die gesamte Handlung des Textes schreibt sich aufdringlich

durch zahllose Vergleiche und Anspielungen in den literarischen Kosmos des Artusromans ein.⁴⁴

Zunächst knüpft der Text mit seinen vielen Anspielungen und Vergleichen mit Figuren und Motiven aus dem Artusroman, dem Antikenroman und dem höfischen Roman an dessen Schriftliterarizität an: Denn dieser höfische Erzählkosmos ist dem Erzähler ganz und gar verfügbar – so verfügbar, dass ihm zu jeder Situation, zu jeder Wendung und zu jeder Aussage der passende Vergleich zur Hand ist. Voraussetzung dieser Verfügbarkeit ist jedoch die Schriftliterarizität der entsprechenden Texte.

Die Geltung, die ihnen durch sie zukommt, wird an vielen anderen Stellen auch auf Figurenebene explizit gemacht, etwa dort, wo Frau Triuwe die Anmaßung des Ich-Erzählers, seine *triuwe* könnte selbst von tausend Elefanten nicht getragen werden, mit dem Hinweis zurückweist, sein Name stehe nicht auf ihrer Liste treu Liebender:

*sie sprach: ,du solt nit scherzen.
myn drutt gesell, sag war!
ich han ein ganczes jar
in diesem land verdriben
und all die angeschriben,
die man für mynner brist.
ob dich der zedel wist,
das weis myn fraw wol
daheymen, der ich sol
mit druwen úmer warten.*

44 *glich dem duben stummen | sas ich in sender qual, | recht als do herr Portifal | hielt unversonnen by | den blucz czehern dry | vor Karydol der vest* (V. 1060–1065); Frau Triuwe sagt zum Ich-Erzähler: *in konig Artus' hoff die meyd, | die unlachen ward erzogen, | wer ser an dir bedrogen | unnd Anthonor der frum, | der redens was ein stüm, | bis er den dursten ritter sach: | was im da von Key geschach, | das wer durch dich vermitteln.* (V. 1144–1152); der Erzähler kommentiert den Empfang, der Frau Triuwe durch ihre Schwestern zuteil wird, folgendermaßen: *ich wen, zu Hohenstauffen | da herczog Cunradt sas | zu Swaben, als ich las, | ward nie ern erbotten | und auch dem konig Lotten | von Norwegen, her Gawens vatter. | recht als dem konig Matter | was mir myn hercz versnytten, | do in hett überstritten | von Blumendal herr Danyel* (V. 1328–1337); *herr Wolfran, der durch briß | von Ditterell hatt gesongen, | der kund vil bas sin zungen | gelencken uff meisterschefft [...].* (V. 1388–1391). Vgl. hierzu auch HUSCHENBETT 1962, S. 81–92 („Sachsenheims Verhältnis zu anderen Dichtern“).

*ich schickt yn der vil czarten
by anderm hoffgesind.* (V. 450–461)⁴⁵

Diese Feststellung kann denn auch als Vorausdeutung auf das Versagen seiner *triuwe* verstanden werden. Die weitere Handlung wird mit dem tatsächlich eintretenden Treuebruch die Autorität der Schrift bekräftigen; das Geschehen bestätigt nur noch, was in der Schrift immer schon wahr und bekannt ist.

Diese konstitutive Bedeutung von Schrift wird vor allem durch den Prolog bekräftigt. Hier weist der Erzähler seine folgenden Aussagen unumwunden als aus schriftlichen Vorlagen, aus *büchen*, zusammengetragen aus:

*wie wol myn synn sind smal,
je doch so wil ich sūchen
uß mencher hand büchen
schon byspil unnd figur.
ir wisen von natur,
dar in sūllent ir mich stercken [...].* (V. 4–9)

Eine Differenzierung in ‚eigene‘ und ‚durch Lektüre angeeignete‘ Erfahrungen scheint hier wie überhaupt im Rahmen der Gattung ‚Minnerede‘ keine Gültigkeit zu besitzen. Beides ist im ‚Vorgewussten‘ und ‚Vorgefundenen‘⁴⁶ verschränkt, aus dem Minnereden ihr Wissen über Minne übernehmen. Minnereden etablieren so ein Aussagesystem, innerhalb dessen durch Konventionen Regeln und Regelmäßigkeiten entwickelt werden, die ihrerseits zur Grundlage jener Erfahrungen werden, die in den Minnereden beschrieben werden.

So wie vermutet wird, dass im Rahmen der Gattung ‚Minnereden‘ Rezeption und Textproduktion im Sinne von Anschlusskommunikation ineinander übergehen, wird auch Erfahrung hier zu einer zirkulären Größe: Sie ist nicht alleine Grundlage von Textproduktion (der Ich-Erzähler erzählt von seiner Erfahrung), vielmehr setzen die eigenen

45 „Es ist offenbar die Sehnsucht, aufgeschrieben zu sein. Ähnlich wie der Gläubige ins Buch des Lebens eingeschrieben sein möchte, so ist es für die Minnenden absolut entscheidend, dass sie aufgeschrieben sind, dass sie selbst gespeichert sind in einem Schrifttext. Denn dies bedeutet Zugehörigkeit und dauerhafte Legitimierung ihrer eigenen Praxis des Liebens und ihres Redens über die Minne“ (LIEB 2008, S. 200).

46 Vgl. WACHINGER 2005, S. 140.

Erfahrung die Erfahrungen anderer Diskursteilnehmer immer schon voraus, so dass die eigene Erfahrung bestätigt, was durch die Erfahrung anderer bereits an Wissen über die *minne* erworben worden ist. Die Aneignung der Erfahrung von *minne* findet also immer schon auf der Grundlage des *minne*-Wissens statt, das durch Minnereden vermittelt wird. Als eigene Erfahrung durch Rezeption angeeignet werden kann dieses Wissen deshalb, weil es sich – unterstützt durch die erste Person – als Erfahrungswissen eines Ich präsentiert. Wenn Glier von diesem Ich als Hohlform spricht,⁴⁷ ist damit nicht nur gemeint, dass jeder Rezipient sich an seine Stelle versetzen kann, sondern auch, dass jeder die Erfahrungen dieses Ich zu seinen eigenen machen kann.

Lesen, Erfahren und Schreiben gehen im Rahmen der Gattung ineinander über, denn der Minnediskurs der Minnereden stellt gerade in seiner und durch seine Konventionalität eine spezifische Sprache für jene Erfahrungen bereit, die nur derjenige zu machen vermag, der um das Wesen der Minne bereits weiß – es handelt sich also gewissermaßen um einen ‚Expertendiskurs‘. So kann auch der Ich-Erzähler, der an einem idyllischen Ort auf die Personifikation der *triuwe* trifft, im Folgenden nur das erleben, was er bereits weiß und an seinen Erfahrungen kann sich nur das exemplifizieren, was die Rezipienten (als Experten) erwarten. Unverkennbar ist, dass Erfahrungshaftigkeit hier nicht an Subjektivität gebunden ist. Das unterscheidet den Gebrauch der ersten Person in Minnereden von dem in der Tradition der ‚Confessio‘, die zwar die erste Person ebenfalls nutzt, allerdings die erzählten Erfahrungen durchaus für eine Subjektivierung oder auch Individualisierung nutzen kann (Augustinus, Boethius, Abaelard). In Minnereden wie ‚Des Spiegels Abenteuer‘ wird demgegenüber die Reichweite und Bandbreite des Erfahrbaren durch die Gattung vorgegeben: Es ist das Erwartbare, das dem Ich zustößt, und dass es dem Ich zustößt, bestätigt das Erwartbare als solches.

So kann auch der Ich-Erzähler aus Büchern kompilieren, was er selbst erfahren hat – beziehungsweise auf Handlungsebene noch erfahren wird – und am eigenen Leibe erfahren, was dort bereits vorweggenommen

47 In ihrer Einleitung zum Band ‚Triviale Minne‘ äußern sich die Autoren folgendermaßen zur Geschichte des Begriffs: „Ingeborg Glier [...] hat als erste von ‚Ich-Hohlform‘ gesprochen. Den Begriff verwendet später auch ZIEGELER 1985, S. 74 u. ö.“ (LIEB/NEUDECK 2006, S. 4).

ist,⁴⁸ so wie ja auf Figurenebene seine Verfehlung bereits dadurch vorausgesetzt wird, dass sein Name sich auf dem Zettel der Frau Triuwe nicht findet. Die Handlung entfaltet diesen Sachverhalt nur noch und entfaltet vor allem, wie er sich dem Ich-Erzähler als seine eigene Erfahrung im Rahmen der Lektüre des Buches der *Âventiure* mitteilt.

Folglich muss auch der Begriff der *âventiure* hier anders definiert werden als beispielsweise für den höfischen Roman. Was Peter Strohschneider in seiner Auseinandersetzung mit dem Wortfeld *âventiure* über deren Performativität und Mündlichkeit bestimmt, gilt nämlich in dieser Zuordnung für die Minnerede gerade nicht: Erstens gibt es nur einen geringen Spielraum für sie, weil sie viel stärker konventionalisiert ist als im höfischen Roman. Weil die Erfahrung des Protagonisten sich aus dem speist, was „vorgewußt“ oder ‚vorgefunden‘⁴⁹ ist – also aus dem, was in Minnereden steht – ist der Begriff der *âventiure* in der Minnerede viel stärker schriftaffin als im Roman. Hier endet die Performativität nicht mit der Mündlichkeit, vielmehr ist sie an die Schrift gebunden.

Strohschneider bestimmt die Bedeutung von *âventiure* im Artusroman als eine performative Rede, die konstituiert, wovon sie spricht, und so einen entdifferenzierenden Kreislauf von (mündlichem!) Erzählen und Handeln erzeugt:

Die Romane erzählen demnach von Formen der Rede, die ‚performativ‘ zu nennen wären im Sinne der beiden theoriegeschichtlich dominanten – und getrennt zu haltenden – Begriffsfassungen: ‚performativ‘, nämlich als rituell gebundenes Interaktionsgeschehnis mündlicher Rede einerseits sowie andererseits als eine Form des Sprachgebrauchs, die konstituiert, wovon sie spricht, *âventiure* eben.⁵⁰

48 Solche genetischen Beziehungen zwischen Gewusstem und Erfahrenem könnten auch die mittelalterliche Reiseliteratur charakterisieren, die sich stellenweise einerseits als Erfahrungsbericht präsentiert und es streckenweise auch sein dürfte, andererseits Erfahrungen durch Zitate aus anderen Reiseberichten ergänzt, bestätigt, erweitert; oder umgekehrt: die eigenen Erfahrungen sind Ergänzungen, Bestätigungen und Erweiterungen dessen, was andere bereits über ihre Reisen geschrieben haben.

49 WACHINGER 2005, S. 140.

50 STROHSCHNEIDER 2006, S. 379.

Âventiure wäre demnach in den Textbeispielen dieser Modellreihe also ein entdifferenzierender Kreislauf von Erzählen und Handeln. Dieser Kreislauf zeigt sich in den Romanen als die mythische Basisstruktur des Weltbezuges des idealen Artushofes.⁵¹

Strohschneiders Betonung liegt dabei aber auf ‚mündlich‘, denn im Artusroman ende die Performativität – so die These – dort, wo die *âventiure* am Artushof nicht mehr mündlich, sondern in der Schrift zu existieren beginnt:

Das ändert sich in der hier beobachteten Modellreihe erst in jenen späteren Ausnahmefällen, in denen die durch das Fastengelübde etablierte *âventiure*-Erzählung am Artushof nicht ‚ver-handelt‘, sondern vielmehr ‚ver-schrieffet‘ wird. So geschieht es im *Prosa-Lancelot* oder im Epilog zu Claus Wisses und Philipp Colins *Rappoltsteiner Parzifal*. Dort heißt es etwa, Artus habe die Erzählungen der von der *tofelrunde* komplett aufzuschreiben befohlen [...].⁵²

Erst damit tut sich indes jene Differenz zwischen *âventiure* als Handlung und *âventiure* als Erzählung auf und etabliert sich (auch in der erzählten Welt der Artusromane) jener Typus von Textualität, welche kategoriale Voraussetzung dafür sind, dass sich etwa von der metonymischen Substituierbarkeit der Handlung durch die Erzählung – aber keineswegs auch umgekehrt von der Substituierbarkeit der Erzählung durch die Handlung! – sprechen lässt.⁵³

In der Minnerede besteht demgegenüber ein Verhältnis prinzipieller Substituierbarkeit der Handlung durch Schrift (oder besser ‚Text‘). Genau das machen die zahlreichen Bezugnahmen auf den höfischen Roman ja deutlich: Was hier, in der Handlung der Minnerede, geschieht, entspricht genau dem, was dort bereits erzählt worden ist. Und was die Handlung etwa von ‚Des Spiegels Abenteuer‘ entwickelt, steht bereits auf dem

51 STROHSCHNEIDER 2006, S. 380.

52 STROHSCHNEIDER 2006, S. 381.

53 STROHSCHNEIDER 2006, S. 382.

Zettel der Frau Triuwe fest: Der Ich-Erzähler ist *ungetriuwe*. Die Handlung erzählt nur davon, wie dieses Faktum sich im Geschehen entfaltet.

Bestätigt wird die Aussage des Zettels nicht nur durch das Geschehen, sondern auch durch das Buch der Frau Âventiure. Zusammen gelesen ist all das *uß mencher hand büchen* (V. 6), wie der Prolog schon sagt, bekräftigt und wiederholt wird es ein weiteres Mal in Form des Textes ‚Des Spiegels Abenteuer‘ selbst. Schrift bedeutet hier also nicht die Entstehung einer Differenz zwischen *âventiure* als Handlung und *âventiure* als Erzählung, sondern Diskurszugang. Es geht (bei) den Minnereden um:

die textuelle Selbstermächtigung eines Minnenden, am Minnediskurs teilzuhaben, es geht um Einübung und Benutzung symbolischer Codes, um mit anderen Minnenden oder auch mit einer imaginären Minnediskursgemeinschaft zu kommunizieren. In der Schriftlichkeit werden diese Codes verfügbar gemacht. Im Bereich der Minnereden ist Schrift ein Diskurszugang, eine Ermöglichung von Ausdruck, eine Verfügbarmachung einer Sprache über die Liebe.⁵⁴

Und diese umfassende Bedeutung von Schrift erklärt noch einen anderen strittigen Punkt, den nämlich der (vermeintlichen) Dominanz der Frau Âventiure über Frau Minne, auf den die Forschung stellenweise irritiert hingewiesen hat.

In den Zusammenhang der Autorität und der Geltung von Schrift gehört es auch, dass in ‚Des Spiegels Abenteuer‘ Frau Âventiure die Herrin aller anderen Personifikationen ist. Frau Ehr sagt, als Frau Milt sich ihrer Autorität entziehen will, über sie:

*es lebt nit ir glich
in aller dieser welt.
ir kunst hat nye gefelt;
sie czwingt lutt und land,*

54 LIEB 2008, S. 218. „Die Textpraxis der Minnereden ist Liebespraxis – zumal wenn man Liebe definiert als ‚Gedenken‘, als imaginatives Anfüllen des Ichs ‚mit der Dame‘ und mit dem Sprechen über die Minne. [...] Für die Minnereden gilt: Schreiben können ist Ausweis von Liebenkönnen. [...] Schreiben ermöglicht einen Entwurf, eine Gestaltung des Ichs und seiner inneren Welt“ (LIEB 2008, S. 220).

*als sie mir ist bekand,
daher von allem recht.* (V. 2084–2089)

Der mittelhochdeutsche Begriff ‚*âventiure*‘ kann sowohl die unvorhersehbare Fügung, die ritterliche Herausforderung, aber auch das bereits geformte und gedeutete Geschehen, also die Erzählung bezeichnen. In genau diesem spezifischen Sinne von ‚Erzählung‘ verstehe ich die Personifikation *Âventiure* hier: Sie ist Herrin über die Tugenden, Richterin und höchste Autorität im Text, und zwar eine, die – ebenso wie ihr schweres dickes Buch, das dem Ich-Erzähler zur Einsicht verhilft – Wahrheit verbürgt. Diese Herrin über die Geschichte und die Geschichten ist folgerichtig aller Tatsachen der Erzählung eingedenk, ist allwissend. Als der Ich-Erzähler vor sie tritt, konfrontiert sie ihn mit ihrem Wissen über seine *untriuwe*:

*sie sprach gar zornicklich:
sag an, was schafft du hie?
ich ken dich ye und ye,
das du bist ungedruw.* (V. 1526–1529)

Doch verfügt sie nicht allein über das Wissen über alles, was im Rahmen der Erzählung der Fall ist, sondern sie ist auch ursächlich dafür. So ist sie es gewesen, die dem Ich-Erzähler seine Geliebte und Ehefrau zugewiesen und verliehen hat:

*sag an, wo ist die rein,
die ich dir selber gab
zu aller frewd urhab?
wie hastu die verkorn?
du hast mir doch geschworn,
du welst sie numer glan.* (V. 1544–1549)

Sie dürfte mit dieser Allmacht also jener Personifikation *Âventiure* entsprechen, die Hermann von Sachsenheim auch in der ‚*Mörin*‘ auftreten lässt und die über ihre uneingeschränkte Macht definiert ist, die selbst die der *Mörin* und der *Minne* (*Venus Mynn*) noch deutlich übersteigt.

Offenbar handelt es sich also nicht um ‚Frau Abenteuer‘, wie Huschenbett sie nennt, sie ist nicht „gewissermaßen der Sammelbegriff dieser Einheit [der übrigen Personifikationen], wie sie dieselben denn auch als

‚Töchter‘ bezeichnet.“⁵⁵ Frau Âventiure ist nicht einfach nur „ein unbegrenzter und unbefristeter Freibrief für alles, was geschieht, gleichgültig, ob in ‚Wirklichkeit‘ oder in der Fiktion“,⁵⁶ sondern sie ist einerseits die Summe des Erzählten, Personifikation der Erzählung, aber über ihre Allwissenheit auch die Garantin der Wahrheit und Wahrhaftigkeit dessen, was sich ereignet – schließlich kann nur von dem erzählt werden, was wahr ist.

Deshalb ist es entscheidend, dass Frau Âventiure nicht nur das Erzählen verkörpert, sondern darüber hinaus auch die Textualität und Skripturalität des Erzählten und damit seine Geltung, seine Verfügbarkeit, seine Autorität – so, wie sie auf der Ebene der *histoire* in Gestalt von Zettel und Buch in Erscheinung tritt. Damit aber ist in Frau Âventiure auch die Verknüpfung zwischen dem Erzählen von *minne* und dieser Erzählung von der *minne* gegeben – die Verknüpfung zwischen der Gattung ‚Minne-rede‘ und dem Einzeltext ‚Des Spiegels Abenteuer‘. Rischer schreibt über Frau Âventiure in der ‚Mörin‘, was auch für ihre Rolle in ‚Des Spiegels Abenteuer‘ gilt, dass nämlich:

Frau ‚Aventiure‘ [...] im folgenden Gespräch von ihm [dem Dichter/Ich-Erzähler] so geschildert wird, daß sie nicht nur als personifizierte Geschichte, sondern zugleich auch als die Personifikation dieser Geschichte, die er erlebt und erzählt, verstanden werden kann.⁵⁷

Ihre Allmacht und Allwissenheit wird auf Figurenebene durch Frau Triuwe explizit gemacht, die über das Buch der Frau Âventiure und über sie selbst sagt:

*myn fraw, die werd gehür,
dis buch hatt selb gestiftt.
ir wißheit uberdrift
all wißheit hie uff erd. (V. 1606–1609)*

Das Buch, das Frau Âventiure ‚gestiftet‘, also geschaffen, produziert und ins Leben gerufen hat, vergegenständlicht die Attribute, die auch sie kennzeichnen: So wie sie alles weiß, ist auch das Buch allwissend, doch

55 HUSCHENBETT 1962, S. 37.

56 HUSCHENBETT 1962, S. 40.

57 RISCHER 1982, S. 62, Hervorhebung im Original.

das Buch vermag (anders als die Personifikation), was Frau *Âventiure* nur benennen kann, auch zu veranschaulichen: Der Ich-Erzähler sieht und erfährt durch das Buch, wie tugendhaft seine eigene Frau, er sieht und erfährt, wie lasterhaft die fremde Schöne ist, und damit sieht und erkennt er auch sich selbst: Seinen Irrtum, seine Verblendung, seine Anmaßung und Einfalt. Diese Einsicht wird mehrfach vom Ich-Erzähler explizit gemacht und betont:

*ir reynen wib gehür,
vernement was ich sag:
verworffen sy der dag,
der mich zu undruwen bracht!
im ban und in der acht
sol man mich billich han,
das ich der eren cron
so berlich han geswecht.* (V. 1802–1809)

Oder: *mich drög das spiegel glas,| des gib ich schuldig mich* (V. 1824f.) und *ich det ein schnod fahrt,| des ich entgelten müß* (V. 1854f.). Ihr Buch ergänzt die Personifikation der Frau *Âventiure* also um jenen wesentlichen Aspekt, dessen sie ermangelt, nämlich den der Exemplifikation. Ist sie Ausgangspunkt und Ursache aller erzählten Tatsachen, so umfasst ihr Buch diese Tatsachen selbst. Anders als der Spiegel, der nur Bilder zeigt, aber keine Wahrheit vermitteln kann, offenbart das Buch jedoch eine nicht nur geordnete und damit überschaubare, sondern auch eine gedeutete und bereits bewertete Welt. Es ist nicht die abstrakte ‚Erzählung‘, sondern die erzählte, ‚wahre‘ Geschichte, also Lehre, wie sie sich in einer Minnerede wie ‚Des Spiegels Abenteuer‘ darstellt.⁵⁸ Nichts anderes ist ‚Des Spiegels Abenteuer‘ – ein *buoch*, das die *Âventiure* geschrieben (oder wie es im Text heißt: ‚gestiftet‘) hat und das am Beispiel der Erfahrung eines Missetäters bestätigt, was die Personifikationen schon längst erfahren haben und der Zwerg ausspricht: Die Treue aller Menschen passt unter einen Fingerhut.

58 In der Handschrift Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 696 wird der Text denn auch überschrieben mit dem Titel *Schöne beyspil vnd figur*; im ‚Liederbuch der Clara Hätzlerin‘, Prag, Nationalmuseum, Cod. X A 12, wird der Text als *Vnderweisung* bezeichnet. Vgl. KLINGNER/LIEB 2013, Bd. 1, B465, S. 83.

Die Personifikationen dienen der Frau *Âventiure* in ihrer Eigenschaft als Herrin über das schriftliterarische Erzählen und nicht nur in ihrer Eigenschaft, Personifikation des Strebens nach ritterlicher Bewährung zu sein. Ihr, der Frau *Âventiure*, ist ja auch das Schicksal des Ich-Erzählers unterstellt – nicht nur in Hinsicht auf das Urteil, das sie über ihn zu fällen hat. Auch seine Prüfung in Form des Spiegels geht ja bereits auf Frau *Âventiure* zurück, deren Eigentum der Spiegel ja ist. Genau genommen müsste die Geschichte folglich nicht heißen ‚Des Spiegels Abenteuer‘, sondern ‚Spiegel und Buch der Frau *Âventiure*‘.

Aus dieser zentralen und umfassenden Position der Personifikation von *âventiure* erklärt und rechtfertigt sich auch ihr Verhältnis zu den anderen Personifikationen. Dass sie sich ihnen gegenüber im Rahmen des Gerichts-Szenarios nicht durchzusetzen vermag, setzt ihre Autorität nur auf den ersten Blick herab und macht den Text nicht zur Parodie:

Hermann von Sachsenheim schließlich experimentiert in seinen Minneredenparodien *Die Mörin* (B466) und *Des Spiegels Abenteuer* (B465) mit dem Verhältnis zwischen *Frau Âventiure* und Venus so lange, bis das Minneredenschema zerbricht: Hermanns *Âventiure* ist der Venus übergeordnet. Die gestörte Hierarchie führt zu einem inneren Konflikt des Gerichtshofs der Minne, Venus verliert ihre richterliche Gewalt, und so kann der Ich-Erzähler, obwohl er eines Minnevergehens für schuldig befunden wird, nicht bestraft werden. Letztlich wird die Moral des Texts verkehrt, wenn der Ich-Erzähler zu freizügiger Liebe verurteilt wird. Damit macht Hermann deutlich, daß eine Minnerede nur dann ihre Funktion erfüllen, d.h. gelingen kann, wenn die *âventiure* der Minnedoktrin untergeordnet bleibt.⁵⁹

Durch die Unentschiedenheit und Offenheit des Ausgangs wird hier vielmehr dem Erzählen am Ende Priorität gegenüber der normativen Festsetzung eingeräumt: Es geht in ‚Des Spiegels Abenteuer‘ nicht um die Anwendung von Regeln, sondern um ihre Verhandlung, und zwar über den Einzelfall (und damit den Einzeltext) hinaus. Damit bildet dieser Text

jedoch keine Ausnahme, wie Rischer suggeriert,⁶⁰ sondern verfährt geradezu konventionell. Denn einen ganz ähnlichen Ausgang hat die Anklage gegen die hartherzige Dame in ‚Der Minne Gericht‘ des Elenden Knaben (B459), wo die Dame erst verurteilt, dann aber wieder freigesprochen und kein Urteil im Sinne des Ich-Erzählers gefällt wird,⁶¹ in ‚Die Minne vor Gericht‘ Peter Suchenwirts (B453), wo zwar ein Gericht der Frau Minne beschrieben, aber kein Urteil gesprochen wird,⁶² oder in ‚Frau Venus und die Minnenden‘ (B458), wo vor Gericht zwar zahlreiche Klagen vorgebracht, aber ebenfalls keine Urteile gefällt werden, sondern nur die Behauptung aufgestellt wird, das Leid der Frauen wiege schwerer als das der Männer.⁶³ Dieser Befund bestätigt die Beschreibung der Minnerede als Form von Anschlusskommunikation.⁶⁴

Sie [die Rezipienten] können und sollen das aufgeworfene Problem [gemeint ist hier die Minnerede ‚Streitgespräch über Minne und Gesellschaft‘ (B480)] weiter diskutieren, ohne daß doch, wie man zuversichtlich sagen darf, eine Entscheidung wahrscheinlich wäre. Anscheinend ist das verhandelte Problem gerade aporetisch angelegt, damit es die Unabschließbarkeit des Minnediskurses gewährleiste. Nicht ein fragmentarischer, doch ein ‚offener Schluß‘ ist

60 RISCHER 1982, S. 53: „Das jeweilige Ende des Minneprozesses ist allerdings in beiden Werken [in ‚Des Spiegels Abenteuer‘ und in der ‚Möirin‘] ungewöhnlich.“

61 Vgl. KLINGNER/LIEB 2013, Bd.1, S. 815–819.

62 Vgl. KLINGNER/LIEB 2013, Bd.1, S. 798–88.

63 Vgl. KLINGNER/LIEB 2013, Bd.1, S. 811–812.

64 „Indem die einzelne Minnerede jene Handlung wiederholt, die schon in anderen Minnereden erzählt wurde, knüpft sie an diese vorausgehenden Texte an, und indem sie am Ende selbst wieder offen bleibt, ermöglicht, ja fordert sie den Anschluß weiterer Texte“ (LIEB 2002, S. 153). In diesem Sinne – allerdings unter der Bezeichnung als „Zumutung“ einer eigenen literarischen Rolle“ (S. 56) deutet Rischer die namentliche Nennung der Pfalzgräfin Mechthild: „Die Harmonie zwischen Frau ‚Aventiure‘ als Herrscherin über das Reich der Personifikationen und Mechthild, die Fähigkeit, ‚ware mynn‘ zu erkennen und sich nach ihr auszurichten, erweisen diese als ‚wise‘ und damit auch als in Einklang mit Gott befindlich. [...] Durch die Einbeziehung des Fürstenpreises in den literarischen Zusammenhang aber, durch die Tatsache, daß hier eine literarische Figur dieses Fürstenlob spricht, wird Mechthild selbst in das Spiel miteinbezogen, wird selber zur literarischen Figur, ähnlich wie schon vorher bei dem Streitgespräch zwischen Dichter und Frau Treue das Publikum in das Spiel miteinbezogen wurde“ (RISCHER 1982, S. 55).

hier also zu beobachten, an dem kaum interessant ist, daß er ein Theorieproblem der Minne ungelöst läßt, aber doch dieses, daß er die Verlängerung der Minnekommunikation gerade so über seine eigenen Grenzen hinaus zu sichern sucht.⁶⁵

In Hadamars von Laber ‚Jagd‘ (B503) wird diese programmatische Unabgeschlossenheit und Unabschließbarkeit explizit gemacht, wenn das textexterne Publikum aufgefordert wird, zu der Frage, die der Ich-Erzähler aufwirft, Stellung zu beziehen:

*Frouwen, ritter, knehte,
diu frâg si iu gemeine:
mag einéz mit dem rechte
ouch ledig sîn, daz sunder bruche reine?
Mag diser bruch entbinden iener triuwe?
Des frâge ich die gûten,
o wê, o wê, der klagebaeren riuwe! (Str. 522)⁶⁶*

Wenn der angeklagte Ich-Erzähler in ‚Des Spiegels Abenteuer‘ also nicht belangt wird und auch die Personifikationen von *triuwe* und *êre* ihm gegenüber keine konsistente Position einnehmen, muss das kein Hinweis auf die Ironie der Handlung sein (wie Huschenbett, Rischer und Dietl meinen), vielmehr entspricht es einer Erzählkonvention, die nicht auf Ab-, sondern auf Anschluss ausgelegt ist.

In ‚Des Spiegels Abenteuer‘ wird weniger ein Unter- oder Überordnungsverhältnis als vielmehr ein gegenseitiges Bedingungsverhältnis von *âventiure* (im Sinne von Erzählung) und *minne* vorgeführt. ‚Des Spiegels Abenteuer‘ zeigt nicht, dass Letztere ihre richterliche Gewalt verliert und an Frau *Âventiure* abtreten muss, sondern ist als Indiz dafür zu werten,

65 STROHSCHNEIDER/LIEB 1998, S. 301. In diesem Sinne äußert sich auch Stefan Matter: „Damit haben wir am Ende dieses Streitgesprächs [‚Der Minne Freud und Leid‘ des Elenden Knaben (B402)] zwei gänzlich unterschiedlich gelagerte Antworten auf die Streitfrage. Weitere Urteile wären denkbar, und es sind denn auch eine ganze Reihe von Minnereden in der Form von Streitgesprächen in den Handschriften schlicht ohne Entscheidung geblieben – damit wird die Streitfrage an die Leser resp. Zuhörer weitergegeben, die sie im Gespräch haben erörtern können“ (MATTER 2006, S. 197f.).

66 SCHMELLER 1850, S. 130.

dass Minnereden vielleicht noch stärker als bislang gesehen die literarische Kommunikation über *minne* selbst thematisieren; sie sind Reden und Erzählungen über Minnereden, und deshalb ist die *âventiure* Herrin aller Tugenden.

Vielleicht lässt sich die Hierarchisierung, die ‚Des Spiegels Abenteuer‘ in der Subordination aller Tugenden unter die Gewalt der *âventiure* vornimmt, aber auch als Bedingungsverhältnis verstehen: Die *âventiure* ist nicht nur Herrin aller Tugenden, sondern bringt diese – im Sinne von ‚Erfahrung‘ – erst hervor, so wie sie auch die Erfahrung des Ich-Erzählers durch ihre Abgesandte, die *triuwe*, und ihren Spiegel herbeiführt. Das hätte seine Plausibilität ja auch darin, dass Minnereden Erfahrungen nicht nur thematisieren, sondern sie ermöglichen. Die *âventiure* – im Sinne von ‚Erzählung‘, hier konkret: Minnerede – ist der Erfahrung gegenüber immer schon primär. Genau das formuliert ja unmissverständlich bereits der Prolog, wenn der Erzähler ankündigt, im Folgenden Lehren und Unterweisungen aus Büchern zusammen zu tragen.

Es geht in ‚Des Spiegels Abenteuer‘ also weniger um die Spielregeln der rechten Liebe und das Versagen daran, sondern um das Erzählen davon – und zwar um das Erzählen von Minnereden, also Texten, welche die Normen der Minne und die Verstöße gegen sie diskutieren. Damit und darin wirken die poetologische Funktion der Personifikation der *âventiure* und die Form der Ich-Erzählung zusammen und bewirken gemeinsam den Bezug des Allgemeinen und Abstrakten auf den Einzelnen: Denn so wie im Buch der *âventiure* das Erzählen (nämlich Frau *Âventiure*) mit der einzelnen Erzählung (nämlich ihrem Buch) verknüpft ist, so verknüpft auch der Ich-Erzähler in seiner Person und durch sie das erzählte Geschehen mit der konkreten Erzählsituation. Es ist diese Personalisierung, die Unmittelbarkeit schafft und so den Zuhörer über den Vortragenden mit der Diegese, die dessen Geschichte ist, verknüpft, aber stets um den Preis der Verunklarung der Referenz.⁶⁷

Zwischen beidem, der Unmittelbarkeit, die durch die Verknüpfung der *histoire* mit der Vortragssituation herbeigeführt wird, und der Verunklarung der Referenz, die aus der Doppelrolle des autodiegetischen Erzäh-

67 Die Sache ist ganz einfach: Situativität und Situationsabstraktheit lassen sich nicht zusammen haben.

lers hervorgeht, muss das Erzählen beständig vermitteln. Es ist diese Vermittlungsleistung, die in ‚Des Spiegels Abenteuer‘ Ausgangspunkt, Gegenstand und Fluchtpunkt, Maßstab und oberste Bewertungsinstanz all dessen ist, was sich im Rahmen des Textes ereignet und zuträgt. Nicht der Inhalt, die Handlung, ist das Entscheidende, entscheidend sind das Erzählen und sein Produkt, die Erzählung, die Minnerede.

6 Literaturverzeichnis

6.1 Primärliteratur

KERTH 1986: Hermann von Sachsenheim, Des Spiegels Abenteuer. Hg. von Thomas Kerth. (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 451) Göppingen 1986.

SCHMELLER 1850: Hadamar's von Laber Jagd und drei andere Minnergedichte seiner Zeit und Weise: ‚Des Minners Klage‘, ‚Der Minnenden Zwist und Versöhnung‘, ‚Der Minne-Falkner‘. Hg. von Johann Andreas Schmeller. (Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart 20) Stuttgart 1850.

BARTSCH 1871: Reinfried von Braunschweig. Hg. von Karl Bartsch. Stuttgart 1871.

6.2 Sekundärliteratur

ACHNITZ 2000: Wolfgang Achnitz, *Kurz rede von guoten minnen | diu guotet guoten sinnen*. Zur Binnendifferenzierung der sogenannten ‚Minnereden‘. In: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein-Gesellschaft 12 (2000), S. 137–149.

ACHNITZ 2003: Wolfgang Achnitz, Minnereden. In: Forschungsberichte zur Internationalen Germanistik. Germanistische Mediävistik. Hg. von Hans-Jochen Schiewer unter Mitarbeit von Jochen Conzelmann. (Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe C,6) Bern 2003, S. 197–255.

BRANDIS 1968: Tilo Brandis, *Mittelhochdeutsche, mittelniederdeutsche und mittelniederländische Minnereden. Verzeichnis der Handschriften und Drucke. (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 25)* München 1968.

DIETL 1997: Cora Dietl, *Sein Name lebt noch heute. König Artus und sein Hof in deutschen und niederländischen Minnereden. In: Neuphilologische Mitteilungen 98 (1997), S. 1–13.*

EGIDI 2006: Margreth Egidi, *Ordnung und Überschreitung in mittelhochdeutschen Minnereden. ‚Der Minne Gericht‘ des Ellenden Knaben. In: Triviale Minne? Konventionalität und Trivialisierung in spätmittelalterlichen Minnereden. Hg. von Ludger Lieb und Otto Neudeck. (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 40)* Berlin – New York 2006, S. 225–240.

FISCHER 1983: Hanns Fischer, *Studien zur deutschen Märendichtung. 2., durchges. und erw. Aufl. besorgt von Johannes Janota.* Tübingen 1983.

GLIER 1971: Ingeborg Glier, *Artes amandi. Untersuchung zu Geschichte, Überlieferung und Typologie der deutschen Minnereden. (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 34)* München 1971.

HAMBURGER 1980: Käte Hamburger, *Die Logik der Dichtung. 3. Aufl.* Frankfurt a. M. – Berlin 1980 [1977].

HAUSMANN 2004a: Albrecht Hausmann, *Wer spricht? Strategien der Sprecherkonstituierung im Spannungsfeld zwischen Sangspruchdichtung und Minnesang. In: Sangspruchtradition – Aufführung – Geltungsstrategien – Spannungsfelder. Hg. von Margreth Egidi, Volker Mertens und Nine Miedema. (Kultur, Wissenschaft, Literatur 5)* Frankfurt a. M. 2004, S. 25–43.

HAUSMANN 2004b: *Text und Handeln. Zum kommunikativen Ort von Minnesang und antiker Lyrik. Hg. von Albrecht Hausmann. Unter Mitwirkung von Cornelia Logemann und Christian Rode. (Beihefte zum Euphorion 46)* Heidelberg 2004.

HUSCHENBETT 1962: Dietrich Huschenbett, Hermann von Sachsenheim. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 15. Jahrhunderts. (Philologische Studien und Quellen 12) Berlin 1962.

JAUSS 1996: Hans Robert Jauss, Soziologischer und ästhetischer Rollenbegriff. In: Identität. Hg. von Odo Marquard und Karlheinz Stierle. (Poetik und Hermeneutik 8) 2. Aufl. München 1996, S. 599–607.

KLINGNER/LIEB 2013: Jacob Klingner/Ludger Lieb, Handbuch Minnereden. Mit Beiträgen von Iulia-Emilia Dorobanțu, Stefan Matter, Martin Muschick, Melitta Rheinheimer und Clara Strijbosch. 2 Bde. Berlin – Boston 2013.

LAUSBERG 1990: Heinrich Lausberg, Elemente der literarischen Rhetorik. Eine Einführung für Studierende der klassischen, romanischen, englischen und deutschen Philologie. München 1990 [1963].

LIEB 2000: Ludger Lieb, Minnerede [Art.]. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Hg. von Georg Braungart, Harald Fricke, Klaus Grubmüller, Jan-Dirk Müller, Friedrich Vollhardt und Klaus Weimar. Bd. 2. Berlin – New York 2000, S. 601–604.

LIEB 2002: Ludger Lieb, Wiederholung als Leistung. Beobachtungen zur Institutionalität spätmittelalterlicher Minnekommunikation (am Beispiel der Minnerede „Was Blütenfarben bedeuten“). In: Wunsch – Maschine – Wiederholung. Hg. von Klaus Müller-Wille, Detlef Roth und Jörg Wiesel. (Cultura 17) Freiburg 2002, S. 147–165.

LIEB 2008: Ludger Lieb, Minne schreiben. Schriftmetaphorik und Schriftpraxis in den ‚Minnereden‘ des späten Mittelalters. In: Schrift und Liebe in der Kultur des Mittelalters. [Kolloquium Konstanz Oktober 2005]. Hg. von Mireille Schnyder. (Trends in Medieval Philology 13) Berlin – New York 2008, S. 191–220.

LIEB/NEUDECK 2006: Ludger Lieb/Otto Neudeck, Zur Poetik und Kultur der Minnereden. Eine Einleitung. In: Triviale Minne? Konventionalität und Trivialisierung in spätmittelalterlichen Minnereden. Hg. von Ludger

Lieb, Otto Neudeck. (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 40) Berlin – New York 2006, S. 1–17.

LIEB/STROHSCHNEIDER 1998: Ludger Lieb und Peter Strohschneider, Die Grenzen der Minnekommunikation. Interpretationsskizzen über Zugangsregulierungen und Verschwiegenheitsgebote im Diskurs spätmittelalterlicher Minnereden. In: Das Öffentliche und Private in der Vormoderne. Hg. von Gert Melville und Peter von Moos. (Norm und Struktur 10) Köln – Weimar – Wien 1998, S. 275–305.

LIEB/STROHSCHNEIDER 2005: Ludger Lieb und Peter Strohschneider, Zur Konventionalität der Minnerede. Eine Skizze am Beispiel von des Elenden Knaben ‚Minnegericht‘. In: Literatur und Wandmalerei II. Konventionalität und Konversation. Burgdorfer Colloquium 2001. Hg. von Eckart Conrad Lutz, Johanna Thali und René Wetzel. Tübingen 2005, S. 109 –138.

DE MAN 1993: Paul de Man, Zeichen und Symbol in Hegels Ästhetik. In: Ders.: Die Ideologie des Ästhetischen. Hg. von Christoph Menke. Frankfurt a. M. 1993, S. 39–58.

MATTER 2006: Stefan Matter, Minneszenen in der bildenden Kunst des späteren Mittelalters und ihr Verhältnis zu Minnereden. In: Triviale Minne? Konventionalität und Trivialisierung in spätmittelalterlichen Minnereden. Hg. von Ludger Lieb und Otto Neudeck. (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 40) Berlin – New York 2006, S. 165–199.

MÜLLER 1994: Jan-Dirk Müller, *Ir sult sprechen willekomen*. Sänger, Sprecherrolle und die Anfänge volkssprachlicher Lyrik. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 19/1 (1994), S. 1–21.

NIWÖHNER 1943: Heinrich Niewöhner, Minnereden und -allegorien [Art.]. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Hg. von Wolfgang Stammeler und Karl Langosch. Bd. 3. Berlin u. a. 1943, Sp. 404–424.

PHILIPOWSKI 2013: Katharina Philipowski, Autodiegetisches Erzählen in mittelhochdeutscher Literatur oder: Warum mittelalterliche Erzähler singen müssen, um von sich erzählen zu können. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 132 (2013), S. 321–352.

RISCHER 1982: Christelrose Rischer, Zur Gebrauchssituation höfischer Literatur im 15. Jahrhundert. Die Minnereden Hermanns von Sachsenheim. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 7 (1982), S. 21–64.

SCHEFFEL 2006: Michael Scheffel, Wer spricht? Überlegungen zur ‚Stimme‘ in fiktionalen und faktualen Erzählungen. In: Stimme(n) im Text. Narratologische Positionsbestimmungen. Hg. von Andreas Blödorn, Daniela Langer und Michael Scheffel. Berlin 2006, S. 83–99.

STANZEL 2001: Franz K. Stanzel, Theorie des Erzählens. 7. Aufl. Göttingen 2001.

STROHSCHNEIDER 1993: Peter Strohschneider, Zur Kritik eines Zentralbegriffs kommunikationsanalytischer Minnesangforschung. In: Methodenkonkurrenz in der germanistischen Praxis. Hg. von Johannes Janota. (Kultureller Wandel und die Germanistik in der Bundesrepublik. Vorträge des Augsburger Germanistentages 1991, Bd. 3) Tübingen 1993, S. 56 – 71.

STROHSCHNEIDER 2006: Peter Strohschneider, âventiure-Erzählen und âventiure-Handeln. Eine Modellskizze. In: Im Wortfeld des Textes. Worthistorische Beiträge zu den Bezeichnungen von Rede und Schrift im Mittelalter. Hg. von Gerd Dicke, Manfred Eikelmann und Burkhard Hasebrink. (Trends in Medieval Philology 10) Berlin – New York 2006, S. 377–383.

TERVOOREN 1996: Helmut Tervooren, Die ‚Aufführung‘ als Interpretament mittelhochdeutscher Lyrik. In: „Aufführung“ und „Schrift“ in Mittelalter und früher Neuzeit. Hg. von Jan-Dirk Müller. (Germanistische-Symposien-Berichtsbände 17) Stuttgart u. a. 1996, S. 48–66.

WACHINGER 2005: Burghart Wachinger, Gespräche in der ‚Möri‘ Hermanns von Sachsenheim. In: Literatur und Wandmalerei II. Konventionalität und Konversation. Hg. von Eckart Conrad Lutz, Johanna Thali und René Wetzel. Tübingen 2005, S. 139–154.

ZIEGELER 1985: Hans-Joachim Ziegeler, Erzählen im Spätmittelalter im Kontext von Minnereden, Bispeln und Romanen. (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 87) München – Zürich 1985.

